

Unterhaltungsblatt

187

„Augsburger Postzeitung“.

Nr. 95.

Freitag, den 23. November

1894.

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Fried in Augsburg.
Druck und Verlag des literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbefitzer Dr. Max Huttler).

Bernward von Hildesheim.

Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert von Antonie Haupt.
(Fortsetzung.)

In der Nacht, die jenem Abende folgte, trug sich's zu, daß Clothild sich weinend an Frau Giselas Brust warf mit dem Rufe:

„O Mutter, Mutter, wie soll ich's ertragen?“

Frau Gisela aber verstand nicht gleich, was das blonde Töchterlein wollte. Dann aber durchzuckte und schüttelte es sie wie ein Frost.

„Du armes Kind!“ sprach sie traurig. „Wie kannst Du Dein Herz an einen Krüppel hängen?“

Clothild lächelte in unsäglichem Leid.

„Für mich ist er der Schönste, Herrlichste, den die Welt trägt. Mutter, ich liebe seine Seele.“ Thränen erstickten ihre Stimme.

Frau Gisela wurde milder.

„So sei stark und verwinde die Trennung. Er kehrt ja wieder,“ suchte sie zu trösten.

Clothild sprang auf.

„Du hast recht, er kehrt wieder. Aber,“ sie rang die Hände, „er geht in's Wälschland, Mutter; und die Frauen sind dort so schön und voller Tücken.“

„Bete, mein Kind, bete, daß die Engel ihn geleiten,“ sprach die Mutter.

Als dann am zweiten Tage des Windmonats Herr Bernward aufbrach und in großer Gefolgschaft das Münster verließ zum herzlichem Leid des Domcapitels und des Volkes, und als Alle ihm eine Strecke Weges gen Süden das Geleit gaben, da vermochte Clothild, dem Scheine nach gefast, Herrn Klaus vom Rheine ein freundliches „Gott behüte!“ mit auf den Weg zu geben.

Der Bruder des Bischofs, Tammo von Sommer-schenburg, ritt an der Spitze des Zuges, der Domdecan, Herr Thangmar, an der Seite des Bischofs. Graf Bardo von der Mundburg, so Bischof Bernwards Schwester Thietburg angetraut war, Graf Altmann von Niesburg und viele Eble des Sachsenlandes mit ihren Kriegsknechten folgten.

IV.

In der ewigen Stadt.

Das Jahr Eintausend, von den Menschen mit Furcht und Bangen durchlebt, war vorüber. Die Welt bestand noch, die Völker athmeten auf.

Am vierten Tage des Wintermonats Eintausend und eins näherte sich Bischof Bernward mit seinen Begleitern der ewigen Roma. Von Gottes Gnade geführt, waren sie hoch zu Ross unter vielen Abenteuern und Schwierigkeiten über den Brenner und durch das Thal von Orient gezogen und kamen so, daß Alles nach Wunsch ging, zu der Hauptstadt der Christenheit.

In zart röthlichem Dufte verschwamm die weite Campagna und die weichen Linien des schönen Albaner-Gebirges; schärfer aber hoben sich vom Abendpurpur ab die kriegerischen Mauern und Thürme, die glänzenden Kuppeln und Zinnen der besetzten uralten Kaiserstadt.

Wie schlug Allen das Herz in freudiger Nahrung beim ersehnten Anblick der heiligen Roma!

Bald ritten sie über die Silberbrücke und dann durch ein festes behürmtes Thor in die ewige Stadt hinein. Säulenhallen, Marmorgebilde von Pracht und Schönheit umgaben sie. Majestätisch stieg vor ihren bewundernden Blicken die Niesenbasilika auf, zu deren Errichtung Kaiser Constantin einst selber den ersten Spatenstich gethan hatte. Ihr Dach strahlte in goldenem Schimmer.

„Sehet die Ruhestätte des heiligen Apostelfürsten Petrus!“ sprach der Bischof. Sein mildes Auge leuchtete in begeisterten Glanze.

„Wir wollen eintreten und an dieser erhabenen Stätte uns Kraft und Muth zu allem Guten erkiefen.“

Sie stiegen von den Rossen.

Noch aber hatten sie die Vorhalle des Gotteshauses nicht erreicht, siehe, da nahte gar eilig ein prachtvoller Zug. Der jugendschöne Mann, so an der Spitze des Zuges auf goldenem Prunkwagen selber das Biergespann der weißen Rosse lenkte, war in altrömische Gewandung, in eine sternbesäete Tunika und eine purpurfarbene mit goldenen Adlern, mit Edelsteinen und Perlen gezierte Toga gekleidet. Sein mit goldenem Stirnreif geschmücktes blondes Lockenhaar flatterte bei der Schnelle, mit der er fuhr, im Winde.

„Mein Otto!“ rief Bernward freudig.

Der Kaiser, er war's, sprang vom Wagen, umarmte stürmisch den geliebten Freund und Lehrer und rief mit Freudenthränen:

„Willkommen, o tausendmal willkommen in Rom, mein theurer Vater! Ich brannte vor Verlangen, Euch wiederzusehen, und mußte Euch aus meinem Palaste entgegenheilen, sobald ich die Nähe Eurer Antunft erfuhr. Mein Vater, wie glücklich bin ich!“

Der Bischof erwiderte die stürmische Zärtlichkeit des jungen Kaisers mit ruhiger inniger Herzensfreude.

„Heil Bischof Bernward!“ riefen die erkorenen Begleiter Otto's zum Gruße.

Bernward neigte sich dankend.

Die Sachsenhelden aber, so sich um ihn scharten, riefen nun, fast beschämt, daß sie es veräumt, ihr „Heil dem Kaiser Otto!“

„Mein Vater, ich sah es, Ihr wolltet den Eintritt in die ewige Stadt mit einer Andacht am Grabe des ersten Bischofs von Rom in Sanct Peters Dom feierlich begehen. Folget Eurem Herzen, ich begleite Euch,“ sprach Otto, der vor Glück sich kaum zu fassen vermochte.

Gemeinsam stiegen sie die Stufen zum säulenumgrenzten, mit rauschendem Springbrunnen geschmückten Vorhofe empor.

Weihvolle Stimmung empfing sie allfogleich beim Eintritt in das wunderbare Gotteshaus, zu dessen Ausstattung Päpste, Kaiser und Könige in Freigebigkeit gewetteifert hatten, und welches Denksteine fast aller wichtigen Ereignisse aus dem Leben der Kirche und aus der Weltgeschichte hatte. Vier mächtige Säulenreihen theilten das Langhaus in fünf Schiffe. In sechsundneunzig Säulen trugen die flache Decke. Sie alle waren aus kostbaren Steinen geschnitten und waren aus altrömischen Göttertempeln zum Schmuck der Grabkirche Petri herbeigekauft. Mosaikbilder und Fresken überkleideten die hohen Oberwände des Mittelschiffes, so durch rundbogige Fenster durchbrochen wurden. Am oberen Ende der riesenhaften Basilika führte ein Triumphbogen, von zwei mächtigen Säulen gestützt, in das Heiligste des Tempels ein. Allhier über dem Grabe des Apostels erhob sich auf sieben Stufen der Hauptaltar; er war ganz mit Goldblech bekleidet. Ein Baldachin aus reinem Silber und Gold wölbte sich darüber hin. Die Wände rings umher strahlten im Schmuck leuchtender Mosaik, und eine Inschrift verkündete:

„Dir, dessen Hand im Triumph die Welt zu den Sternen emporhob,

Hat den erhabenen Tempel geweiht Constantinus der Sieger.“ Ein Strahl der Abendsonne verklärte das goldschimmernde Kreuz über dem Grabe des am Kreuze gestorbenen Apostelfürsten. Ein heiliger Glanz füllte die heilige Stille.

Tief ergriffen, überwältigt von ihren Empfindungen sanken Alle auf die Knie, küßten alle die Stufen des Grabaltars. O, mit welcher Inbrunst beteten sie an dieser Ruhestätte!

Der Erste, welcher sich der weihvollen Andacht entriß, war Bischof Bernward. Er wußte, daß er den kaiserlichen Gastherrschaft nicht harren lassen durfte.

In der That, der feurige junge Kaiser konnte die Zeit kaum erwarten, bis er dem geliebten Gast den Ehrenplatz auf seinem Prunkwagen anbieten, bis er Bernward in die auf das sorgfältigste für ihn hergerichtete Gastwohnung in einem der herrlichen Kaiserpaläste geleiten durfte.

Es war rührend, wie der Kaiser für den Unterhalt des theuren Freundes und dessen Begleitung gesorgt hatte. Mit Zartinn hatte er sogar die Speisen, von denen er wußte, daß der Bischof sie daheim genoss, herbeischaffen, hatte er als gütiger Wirth die deutschen Getränke Meih und Bier zu der Ankunft des geliebten Gastes bereiten lassen und ihn mit glänzendem Tafelgeschirr und Wachslöchtern für den Tisch versorgt.

Lange, lange, bis tief in die Nacht saßen Otto und Bernward an diesem ersten Abend in vertraulicher Zwiesprache beisammen, und Bernward that einen tiefen Blick in das Herz seines Lieblings.

„O, mein Vater, begreift Ihr nicht, schon nachdem Ihr aus der Ferne auf allen Höhen die alte Herrlichkeit erschaut, begreift Ihr nicht, daß ich im ewigen Rom nach Thaten ringen muß! Hier sehen mich die Tempel, das Kolosseum, das Capitol, die Triumphbogen vorwurfsvoll an, sie drängen und erheben mich. Die Geister der Märtyrer, der Helden, der alten Cäsaren gehen mir nach und fragen: Wer bist Du, was hast Du bis heute gewirkt? — Mir ist es nicht genug, mit Bewunderung um die Zeugen der alten Thaten herumzuschleichen. Nehmt hier mein festes Wort und schließt es in Eure Brust: Meine Thaten sollen mächtig wirken, daß mein weites Land blühe, mein Heer triumphire und die Macht des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ausgebreitet werde, auf daß ich ruhmvoll in dieser Welt leben, ruhmvoller aus den Banden dieses Fleisches mich zum Himmel aufschwingen und im höchsten Ruhme einst jenseits mit dem Herrn herrschen könne!“ Der Kaiser hatte in Begeisterung mit erhöhter Stimme gesprochen.

Bernward aber wiegte ernst das Haupt.

„Mein Otto“, so sprach er bedächtig, „vertraue Dich nicht sorglos Deinen schwärmerischen Gedanken und Vorstellungen von irdischer Größe an. Du müchtest von der schwindelnden Höhe, auf die sie Dich verlocken, jählings hinabstürzen und Alles verlieren, weil Du zu viel begehrst.“

Auf diese Worte hin bemächtigte sich des leichtbeweglichen, zartbesaiteten kaiserlichen Jünglings ein tiefes Gefühl von der Eitelkeit aller weltlichen Macht. Just so überschwänglich, wie er eben seine irdische Höhe aufgefahst hatte, ergriff Otto auch rückhallos den Gedanken, der Welt zu entfliehen. Bischof Bernward hatte wahrlich Mühe, den Kaiser wieder zum Bewußtsein seines Wertes und seiner Pflichten als Herrscher emporzuheben.

So trennte Otto sich spät in der Nacht von dem väterlichen Freunde mit den Worten:

„Auf Wiedersehen in der Morgenfrühe auf dem Aventin!“

Nach der ersten in Rom durchlebten Nacht folgte Bernward der Einladung in die Kaiserburg. Er stieg mit wenigen Begleitern unter hohen Pinien zwischen dunklem Lorbeer, weißblühenden Myrtlen- und Orangebüschen den aventinischen Hügel hinan.

Da dehnte sich zu seinen Füßen aus die wunderbare Siebenhügelstadt mit ihren Tempeln, Palästen und Säulenhallen, mit ihren holden Gärten, dunklen Lorbeerhainen und rauschenden Springbrunnen. Von Hang zu Hang zog sie sich in reizvoller Pracht. Wer zählte ihre Thürme und Kuppeln! Gerade gegenüber erheben sich auf dem Palatin kühn und stolz die mächtigen uralten Kaiserzinnen. Die ewige Stadt war vom Glanz italienischen Aethers übergossen, und die Schatten der Vergangenheit schwebten vor Bernwards Geist darüber hin. Weiter schweifte sein Blick durch die stille Campagna. Dort funkelte in vielfachen Windungen, einer gelben Riesenschlange gleich, der Tiber. Goldenes Licht floß von den Höhen von Tusculum und von Tiboli in die weite grüne Ebene.

„Das ist groß,“ sprach Bernward aufathmend; sein Auge schimmerte in feuchtem Glanze.

Welche Ueberraschung wurde dem Demüthigen zu Theil, als er gleich darauf den Pforten der Kaiserburg nahe!

Da trat an der Seite des Kaisers ihm der Mann entgegen, vor dem der christliche Erdkreis sich neigte, dessen Haupt die dreifache Krone schmückte, Papst Sylvester II. Der eilte auf ihn zu, umarmte und küßte ihn.

Der Statthalter Christi war eine hohe schlanke Gestalt mit scharfen geistreichen Zügen und hellem durchdringendem Adlerblick. Er verrieth schon in seiner äußern Erscheinung den Träger großer Eigenschaften. Barg seine hohe bleiche Stirn doch weltgestaltende Pläne: Rom sollte die Hauptstadt der Welt werden, das ganze Abendland mit Aufschwung des geistigen Lebens und der gesammten Cultur unter kirchlicher Oberhoheit stehen und die Kraft des geeinigten Europas gegen den Islam sich richten.

Ja, Sylvester II. rief zuerst die Christenheit zur Befreiung Jerusalems aus den Händen der Ungläubigen auf und regte den Gedanken eines Kreuzzuges an.

Bischof Bernward, diesem Nachfolger Petri so geistesverwandt, hatte denselben einst als Prälaten Gerbert gekannt und hochgeschätzt, ja ihn als den hervorragendsten Geist des Jahrhunderts dem jungen Otto zum Lehrer anempfohlen. Heute stand der Bescheidene erglühend in Demuth ob der unerhofften Ehre vor dem Oberhaupte der Christenheit.

Der Papst Sylvester aber verfuhr mit ihm wie mit dem vertrauesten Freunde. Von Papst und Kaiser ehrenvoll geleitet, hielt Bernward von Hildesheim seinen Einzug in die kaiserliche Burg auf dem Aventin.

Dieser Prunkpalast mit seiner mächtigen Ausdehnung und seiner zauberischen Pracht hätte dem Schönheitsfreunde Bernward ungetheilte freudige Bewunderung abgerungen, wenn sein Geist nicht so ganz von den Angelegenheiten des Reiches und denen seines eigenen Sprengels erfüllt gewesen wäre. Briefe aller Bischöfe Deutschlands trug er mit sich.

So besprachen die drei hervorragenden Geister in zündender Unterredung alle Zustände und Bedürfnisse des Reiches.

Ueber die Unordnung in Sandersheim hatte Bischof Bernward nicht nötig, die Einzelheiten auseinanderzusetzen, das Gerücht war ihm vorausgeeilt. So gab er auf Fragen nur kurz und bindig dem Papste und dem Kaiser Aufklärung.

Die beiden hohen Herren beschloßen, in nächster Zeit über die Streitsache eine Synode in Rom zu halten. Sie versicherten alles zu thun, um die Hildesheimer Rechte auf Sandersheim zu sichern.

Der Kaiser duldete nicht, daß der geliebte Bischof Bernward wieder in seine erste Gastwohnung zurückkehre. Er ließ ihn nicht mehr von seiner Seite und gab ihm neben seinen eigenen Gemächern im Palaste das glänzendste Unterkommen.

Das ward eine Zeit voll anregendsten Wechselverkehrs; das waren Stunden und Tage gemeinschaftlichen Nachdenkens, gemeinsamen Strebens. Bald in der Wohnung des Kaisers, bald in den Gemächern Bernwards tauschten sie ihre Gedanken aus, besprachen sie die Angelegenheiten des Reiches. Otto war glücklich, bei dem väterlichen Freunde Rath und Belehrung für alles zu finden, was noch unklar in seiner Seele lag.

Wie manömal weilten sie mit einander in den

schattigen Laubgängen des Aventin, zu ihren Füßen den Schauplatz, auf dem sich das reich bewegte Leben der alten Völker abgespielt hatte, mit den gewaltigen Ueberresten geschwundener Größe. Und neben den mächtigen Trümmern aus der heidnischen Zeit erhoben sich die hehren Tempel, welche die Christenheit über den Gräbern der Martyrer errichtet hatte. An Stelle der alten römischen Welt Herrschaft regierte eine neue christliche Geistes Herrschaft.

Aber Otto wurde nicht müde, seinem Lehrer in schwärmerischer Begeisterung von seiner Aufgabe zu sprechen, wie er auch das Weltkaiserthum in Rom erneuern wolte. —

„Lieber Sohn, die Römer von heute sind wankelmüthig und charakterlos: ich fürchte, daß Du Dein phantastisches Gebäude auf schwankendem Grunde errichdest,“ warnte Bernward.

Der Kaiser neigte schwermüthig das Haupt. Er wußte selber allzu gut, daß seine Macht in Italien auf thönernen Füßen stand. Hatten doch unlängst die Tiburiner im nahen Tivoli seinen Freund, den Herzog Matholinus, den er als Statthalter dorthin gesetzt, erschlagen. Und gerade in diesen Tagen, die ihm durch die Anwesenheit Bernwards trostreich wurden, hielt er durch seine Soldaten jene aufrührerische Stadt belagert und enge eingeschlossen. Trozdem er zahlreiche Belagerungswerkzeuge in Bereitschaft hatte setzen und Gräben von ungeheurer Größe ziehen lassen, um den Bürgern das Wasser abzuleiten, wolte die so heftig bedrängte Stadt sich nicht ergeben.

Die sächsischen Ritter, so als Begleiter des Bischofs gekommen waren, wie Tammo von Sommerfeldburg, Altmann von Olesburg, Warbo von der Mundburg, hatten sich auf die erste Kunde von der Belagerung den kaiserlichen Mannen vor Tivoli zugesellt.

Die jungen Kunstschüler aber waren auf Bernwards Wunsch in seiner Nähe geblieben. Sie sollten, gleich ihm, der in der Blüthe seiner künstlerischen Schaffensfreudigkeit stand, sollten unter seiner Leitung die klassischen Meisterwerke Roms kennen lernen, auf daß sie zu neuem Wirken angeregt würden.

Die beiden Jünglinge Heribert und Klaus waren namentlich zum Entzücken des letzteren in den nahen Palast des Grafen Otto von Lomello untergebracht worden.

„Hier ist's wirklich, als auf unseren rauhen deutschen Burgen. So fühlt Unserer sich endlich in standesgemäßer Umgebung, scherzte Klaus übermüthig. Er schaute sich zufrieden in der von schlanken Marmorsäulen getragenen, von edlen Bildsäulen belebten Halle um, so den jungen Deutschen zum Aufenthalt dienen sollte.“

Als Klaus vom Rheine dann aber bei der gemeinsamen Mittagstafel im Palaste Lomello der erlauchtesten Tochter des Grafen, der schwarzäugigen Julia, gegenüber saß, da gab es für ihn mehr zu bewundern als Marmorbilder und kalte Steine.

Die stille Jungfrau Clothild hatte nicht mit Unrecht in dem feurigen Sohne des Rheinlandes ein leicht entzündbares Herz geahnt.

Im freundlichen Blicken aus den dunklen Augen ließ die römische Grafentochter es wahrlich nicht fehlen. Der schöne schwarzlockige Künstler aus der Fremde erregte ihre Theilnahme in hohem Maße.

Klaus war nicht unempfindlich für solche Aufmerksamkeit.

Wie es kam, daß Julia und Klaus einige Stunden später gemeinsam in dem von Myrthen und Lorbeer umgebenen Garten lustwandelten, das wußte Keiner von Beiden zu sagen.

Am Abende aber, als Heribert und Klaus ihr Lager aufsuchten, sprach Lektierer:

„Ich habe sie gefunden, die mir von Anfang an bestimmt war. Ich habe Julia gefunden, von der ich seit meinem Knabenalter träumte.“

Heribert erwiderte nichts. Er schlief einen festen gefunden Schlaf und träumte nicht. Als aber Klaus in seiner Herzensfreude ihn aufrüttelte, um den Freund mit dem ihm widerfahrenen Glück bekannt zu machen, da schüttelte der Erwachende unmutig den Kopf.

„Wie kannst Du, ein einfacher Kunstschüler, Dich um die Hand einer römischen Grafentochter bewerben!“

Klaus lachte leise:

„Nun, was den Grafentitel und den Grafenrang betrifft, so kann ich“ — es schien ihm plötzlich etwas in die Kehle gekommen zu sein, er räusperte sich und schweig. Nach einer Weile begann er wieder:

„Glaubst Du nicht auch, liebster Heribert, daß meine Künstlergabe eine Grafenkrone aufwiegt? Die Maid, welche mein wird, soll um meiner selbst willen und nicht um meines Ranges halber mich lieben.“

„Ja“, sagte Heribert und schlief wiederum ein.

Wenige Tage später standen die Schüler mit ihrem Meister vor dem Portale der St. Sabinakirche auf dem Aventin. Bewundernd erschauten sie hier ein Meisterwerk altchristlicher Plastik. In hoher Schönheit der Formen und in feinem Geschmack zeigten die aus Cypressenholz geschnittenen Sculpturen der Thüre wunderbar vollendete Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente, erstere als Vorbilder der Thatfachen des neuen Testaments. Der Bischof konnte sich von dem Anblicke nicht trennen.

„So oft mein Gang mich zur Stadt führt, weile ich ergriffen vor diesem tief durchdachten Kunstwerk. O Heribert, wir wollen das Weltbrama der Sünde und der Erlösung in Erz darstellen. Wir wollen eine eiserne Buhpredigt auf den Thüren unserer Domborhalle schaffen!“ rief er begeistert aus. In ernstem Nachdenken ging er weiter. Sie schritten in der langgestreckten Thalsenkung hin durch die Ruinen des Circus Maximus, bewunderten die prachtvollen Kaiserburgen auf dem Palatin und schauten hier vom Hügel mit Künstleraugen nieder auf die Prachtstadt mit ihren Tempeln und Säulenhallen, mit ihren Gärten und Seen. In diesem heitern Rundbilde fesselte ein Riesebau von düsterer Majestät ihre Blicke. Zu ihren Füßen lag das Flavische Amphitheater, das Kolosseum. Seine mächtige Mauerkrone umschloß fast unversehrt den heiligen vom Märtyrerblut getränkten Boden. Eine Zaubergewalt zog sie an. Unter dem Triumphbogen des ersten christlichen Kaisers Constantin hindurch gelangten sie dorthin.

Mit heiligen Schauern betraten sie die stille, von den unermesslichen immer kühner geschweiften Bogen des gewaltigen Mauerringes umgürtete Arena. Ueberwältigt von ihren Gefühlen sanken sie nieder, küßten sie die geweihte Erde. Das heilige Heer glaubensstarker Männer und begeisterter Frauen, welche von hoher Liebe entflammt im heißen Kampfe hier die Palme errungen, wurde lebendig und schwebte in seliger Verklärung vor ihrem Geiste.

Der lebhaft empfindende Heribert rief außer sich in Beschämung:

„Mein hoher Herr, hier reden die Geister der Heiligen, der Martyrer zu mir und fragen eindringlich: Was hast Du bisher gethan auf dieser Erde? Was bist Du vor Gott?“

Der Bischof lächelte mild:

„Mein Sohn, diese Frage, so Du Dir selber stellst gilt viel vor Gott. Ich weiß, Du hast Kräfte zu Manchem und bist Dir deren auch bewußt. Nun gibt es edele Naturen, die sind halb zum thätigen, halb zum idealen Streben ausgerüstet — auch unser Kaiser empfindet wie Du — Und ich weiß, Ihr fühlt alles Schöne und Große gewaltig und wollt es aus Euch wieder erschaffen, aber es gelingt Euch nicht so, wie Euer brennender Ehrgeiz es verlangt. Darum macht Euch zunächst alles Große, welches Ihr seht, entzückt, weil Ihr es nachzuschaffen gedenkt, dann aber traurig, weil Ihr es doch nicht vermögt. Lernet Euer Ehrgeiz beschränken und wolle weiter nichts sein, als ein Werkzeug in Gottes Hand. So werdet Ihr auf Erden schon so glücklich werden, wie es hienieden möglich ist.“

Sie erstiegen den Berg des Capitols mit seinen Palästen und Tempeln und sahen nieder auf die nahen mit Bildwerken und Säulen geschmückten Foren. Besonders fesselte die sinnigen Hilbesheimer das Forum Trajans, von halbzerfallenen Prachtbauten umgeben, das einst nicht mit Unrecht ein Wunder an Schönheit genannt wurde.

In dessen Mitte erhob sich noch die Triumphsäule, welche im Jahre Einhundertunddreizehn von den Römern dem siegreichen Kaiser geweiht wurde. Ein um den Säulenschaft sich schlingendes Spiralsband aus Marmor schilderte in fortlaufenden Hochbildern die siegreichen Feldzüge und Großthaten des Kaisers.

Lange und aufmerksam betrachteten die Hilbesheimer Künstler diese eigenthümliche Schöpfung, deren Bildersprache in Marmor den Ruhm eines großen Casars verewigte.

Der Bischof stand sinnend da. Jetzt leuchtete sein Auge auf; freudig rief er:

„Meine Söhne, wir wollen in unserm Vaterlande, wo noch vor Kurzem Götzenbilder auf Marmor Säulen verehrt wurden, dem höchsten Sieger der Welt, dem Erlöser, eine Triumphsäule aus Erz errichten. Gleichwie diese Säule mit figurenreichen Bildern aus den Kriegszügen eines heidnischen Kaisers umwunden ist, so wollen wir den Schaft unserer Säule mit einer Reihe von Bildern aus den Wunderthaten des Königs Christus zieren und auf ihrer Höhe das siegreiche Zeichen der Erlösung, das Kreuz, aufpflanzen.“

„Fürwahr, ein herrlicher Gedanke: „Sehet das Kreuz des Herrn! Fliehet, feindliche Mächte! Christus siegt, Christus herrscht!““ rief Heribert feurig.

Zögernd nur trennten sie sich von der Ehrensäule, die eine classische Form für den Ausdruck von Bischof Bernwards erhabenen christlichen Gedanken geboten hatte. (Fortsetzung folgt.)

Goldfärner.

Ein Charakter ist ein Felsen, an dem gestrandete Schiffer landen und anstürmende scheitern.
Jean Paul.
Wer durch Thränen die Welt betrachtet, findet sie beweimendwerth.

Bilder aus Steiermark, Kärnten und dem Nöstenlande Krain.

Von E. Mayer.

(Schluß.)

VIII.

Nömerbad — Graz — Prebichl.

Nömerbad, in dem wir an diesem angestrengtesten Tag unserer Tour Erquickung und Ruhe fanden — wir hatten an einem Tage die Bahnfahrt von Triest bis hierher gemacht mit Einschluß des mehrstündigen Besuches von Divaca und den St. Canzians-Höhlen — verdient in mancher Beziehung Beachtung. Die stattlichen Gebäude der Curanstalt heben sich von ihrem Hintergrunde, dem reich bewaldeten, vielackigen Senoschegg, malerisch ab; rechts auf der Höhe, einem Ausläufer des Berges Gosza, sehen wir das reizende Dorf St. Margarethen mit dem spizen Thurm über dem niedlichen Kirchlein; die rauschende Sann mit ihren Bindungen und Stromschnellen belebt das Bild. Die Slovenen des Sannthales, wohlgebildet, schlant, mitunter schwächlicher Gestalt, sind fast durchgehends blond und von blasser Gesichtsfarbe. Gegen geringes Entgelt, in Form eines Brückenzolls, ist es Jedem gestattet, im Curgarten und unter dem schattigen Laubbache des Parkes auf den reinlichen Kieswegen sich zu ergehen; südlliche Vegetation — echte Kastanien, Manna, Esche, Maulbeerbaum — findet sich zwischen dem einheimischen Baumwuchs; reicher Ozongehalt würzt die balsamische Luft. — Das vielbesuchte Bad, dessen Thermen schon den Römern bekannt waren, erfreute sich schon damals großer Berühmtheit, wie alte Denksteine aus jener Zeit bekunden. Danterfüllte Worte auf denselben, wie: „den hohen Nymphen gewidmet O Sabinus Veranus“ — „den erhabenen Nymphen geheiligt Matino Finitus“ — „das Gelübde ist gelöst freudigen Herzens Cajus Veponius“, verewigen in schlichter Einfachheit die große Heilkraft des Bades. Römischen Ursprungs ist auch die Grundlage des großen, marmorausgelegten Babebassins, dessen hellblaue dampfende Fluth in reichem Strahl aus Löwenrachen fließt, und in dem sich die Heilung suchenden Gäste zu gewissen Stunden einfinden; eben so hübsch und gut ist bei Schwerverkranken für Separatbäder besorgt.

Noch die Zeit drängte nun, und rasch legten wir die Fahrt durch das postenwobene Steirerland zurück, das Heim eines frisch-fröhlichen, liederreichen Völkchens, und lachend wie deren Angesicht ist auch ihr Ländchen, anmuthig in frischen Farben erblühend. Ob unser Auge die großartige Alpennatur mit ihrer in allen Reizen prangenden Pflanzenwelt streift, ob es in fruchtbaren Ebenen, blumenreiche Thäler und weinungürtete Gelände taucht, ob es die gewerkschaftsreichen Städte und Ortschaften umfaßt oder zu den malerisch gelegenen Burgfesten und Schloßern hinangeleitet, allüberall Freude und Fröhlichkeit, Gedeihen und Wachstum.

Wir erreichen Graz, die reizende, villen- und parkumkränzte Hauptstadt, deren Häuserreihen, überragt vom stattlichen Schloßberg mit seinem Uhr- und Glockenthurm, zu beiden Seiten der Mur sich freundlich gruppieren. Die nähere Beschreibung von Graz umgehe ich, sie als hinlänglich bekannt voraussetzend, und erwähne nur, daß Niemand versäumen soll, auf schattigem Wege hinaufzuwallen zum bewaldeten Plateau des Schloßberges, um die wundervolle und berühmte Aussicht zu genießen über die lebensvolle Stadt und die liebliche Umgebung, welche

duftig umlagert ist von üppigen, leuchtenden Villen und mit blinkenden Kirchlein geschmückten Hügeln. Unter den Sehenswürdigkeiten ist als Ueicum das Landeszeughaus hervorzuheben, in welchem eine äußerst interessante und reichhaltige Sammlung aller denkbaren Waffen und Vertheidigungsmittel vorhergehender Jahrhunderte zu sehen ist — von der kostbaren, edelsteinverzierten und elferbeinausgelegten Wehr der Turnterritter und Jagdliebhaber bis zum plump und schwer gearbeiteten Müstzeug der Landknechte und Söldner.

Der Juristentag war wegen der in Hamburg ausgebrochenen Choleraepidemie abgesagt, was wir in Laibach einer Zeitung entnahmen; allein voransetzend, es möchte mehreren Juristentagbesuchern gleich uns ergangen sein und dieselben ihre Reisedispositionen schon getroffen und zum Theil ausgeführt haben, verfügten wir uns in den als Versammlungslocal bestimmten Saal des Hotel Adler; es war allerdings nur ein kleines Häufchen der Männer des Rechts und der Wissenschaft, die sich dort zusammenfanden, aber desto vergnügter war die größtentheils auserlesene kleine Schaar.

Noch sei auf der Heimfahrt einer kurzen Strecke, als einer Perle des steirischen Landes, Erwähnung gethan. St. Peter-Freyenstein, wunderhübsch auf hohem Felsen thronend, an dessen Fuß das hübsche Dorf mit dem schäumenden Wehr des Baches — in der Ferne von Neuschnee bedeckte Hüupter, leitet die romantische Bahnfahrt ein. Sie geleitet uns vorüber an Trafoiach mit dem Schloßchen auf der Höhe und dem Blick über grüne Matten nach dem prächtigen Hintergrund der Thäler, — vorüber an Fridauwerk mit dem dicken, rauchenden Hochofen, dem Vorwerke der größten österrreichischen Eisen-Industrie. In steter Steigung erreicht die Bahn das rauchgeschwärzte Bordenberg, dessen Bewohner fast durchweg in den Eisenwerken beschäftigt sind oder der Knappschäft des Erzberges angehören; wir befinden uns gleichzeitig am Fuße des massigen Gebirgsstockes, dessen nacktes Gerippe im Glanze spärlicher Abendsonnenstrahlen vielgestaltig gegen Himmel ragt; der grüne Bolsterberg, der Hochthurm, der dunkelgefärbte Reichenstein, die bleichen Kalkzinnen der Gries-, der Bordenbergers-, der Leoner- und Frauenmanern entfalten nach und nach das herrlichste Bergpanorama, dessen Hochgebirgsnatur noch erhöht wird durch den in den letzten Tagen stark gefallenen Neuschnee. Hier beginnt die hochinteressante Bergbahn, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges im steirischen Lande, in gleichem Maße hervorragend durch die Gestaltung der Landschaft, die sie durchzieht, wie durch ihre technische Anlage, indem hier das Abi'sche System — Adhäsions- und Zahnradbahn — wie wir belehrt wurden, eine eigenartige Anpassung an die örtlichen Verhältnisse erfahren hat. Wir bestiegen den bequemen Wagen, dessen Construction, reich an Glasfenstern, die Aussicht in keiner Weise behindert. Ueber Viaducte, tiefe Einschnitte und hohe Anschüttungen leucht der Zug den Prebichl hinan; an jeder Faltung und Biegung der starken Steige gewinnt man neue Einblicke in reizende Waldlichtungen und moosweiche Bergwiesen mit wundernetter Vertheilung der Häuser um die eingefriedete Kirche, sowie auf die in nächste Nähe sich senkenden, herrlichen Bergspitzen. Auf der Straße, kaum hundert Schritte von Station Prebichl, umfängt uns die neuerbaute gast- und touristenfreundliche Alpenherberge „Zum Reichenstein“ von Heinrich Spitaler, ein sowohl durch zuvorkommende

Aufnahme und Bedienung als durch die allen Ansprüchen genügende Bewirthung sehr zu empfehlendes Gasthaus. Im Schweizerstil erbaut, mit bequem und elegant eingerichteten Zimmern, geräumigem Glaspavillon und Veranda, ist es zu längerem Aufenthalt in der reinen, würzigen und gesunden Bergluft, als auch zu Touren auf die nahen, aussichtsreichen Gipfel und eventuell zur Ausübung edlen Waidwerks äußerst günstig gelegen. Wir vertieften uns in die Einsamkeit der nahen Tannen, wo grüne Walbesnacht das grelle Licht des Sonnenhimmels dämpft, wo das Summen des Blätterauschens und Quallengemurmes in melancholischem Ton die Friedenssehnsucht, das ungestillte Ruheverlangen im Sinnen und Sehnen des Menschen besänftigt und in holde Träume wiegt. Der Besuch des nahen, 1543 m hohen Erzberges mittelst Förderbahn auf offenen Hundsn und die Besichtigung des frei zu Tage liegenden Betriebes desselben ist wohl eine einzig dastehende, höchst lohnende Partie, die wir am nächsten Morgen zu unternehmen vorhatten, die leider aber durch abermalige Ungunst der Witterung vereitelt wurde. Keinen letzten Scheidegruß sendeten uns beim Erwachen die verhüllten Felsköpfe; dichte, tiefdunkle Wolkengehänge senkten in langen düsterblauen Streifen ihren Inhalt auf das Tiefland. Am der 1227 m hoch gelegenen Station Prebichl zeigte das Thermometer Null Grad; bedenklich blickten Gast und Gastgeber in das Unwetter; letzterer in der Hoffnung, es möge der kurze, wonnige Sommer mit seinen frisch gefunden Lüftchen und Harzdust doch jetzt noch nicht dem hier oben fast drei Vierteljahre dauernden Winter mit den Stürmen, bei welchen man sich kaum zu halten vermag, und der bis zu 6 m tiefen Schneeschicht weichen müssen. Ungern schieden wir mit dem ersten thalabwärts gehenden Zug von der tranken, zierlichen Herberge und den biederntreuherzigen Wirthen.

Trug die senkrechte Bergfahrt mehr den Charakter einer sanften Idylle, so war die Thalfahrt gegen Eisenerz im Gegenfatz zu ersterer wilder, das Gebirge unnahbarer. In langgeschwungenen Serpentinien klettert die Bahn die schotterdurchfurchten Felslehnen hinab — Gräben und Bäche überbrückend, Bergrücken durchbohrend, jede halbweg günstige Stelle dem schwierigen Terrain abringend und von zahlreichen Futter- und Stützmauern begleitet.

Der Regen läßt nach; durch die von einzelnen Sonnenblitzen getheilten Nebelschleier erscheint die Landschaft, in engem Rahmen gedrängt, in stets wechselnder Beleuchtung und Färbung; bei Station Erzberg bewundern wir das volle Bild des Erzberges und das rege Treiben an den mächtigen Abbau-Stagen. In hohem, brausendem Falle, von der Bahn überbrückt, stürzt sich der Erzbach in die Tiefe und verschlingt in seinen braunen Fluthen eine Anzahl weiß-blau schäumender Quellen und Bäche. Die Wände rücken etwas auseinander, Platz lassend für die langen Holzgebäude — die Ausladehallen für das Erz. Ein großer Felsblock an der Thalföhle in Mitte grüner Matten trägt ein Kirchlein und weist zum Eingang von Ort Eisenerz, wo wir in Gesellschaft von gleichfalls aus Graz kommenden Juristen die anderthalb Stunden bis zum Zugwechsel bei gutem Imbiß und in eifrigem Austausch der jüngsten Erlebnisse und Wahrnehmungen verbrachten.

Der fertig gestellte Zug führt uns weiter; wir kommen vorüber an Leopoldstein, dem Schlosse des Prinzen Arnulph von Bayern, mit feudalen Thürmen

und Mauereinfassung in herrlich romantischer Lage, und gelangen an ungeheure Felsenmauern und hochabstürzende schwarze Steilwände, an den großartigen Bergfessel bei Hiesflau, dem merkwürdigen Eingange in das berühmte Gesäuse. Der Erzbach, inzwischen zum reißenden jungen Bergstrom gewachsen, stürzt über ein hohes Wehr und vermählt halb darauf seine dunkeln Wasser den grünen Wellen der Gnn. Dieser, die aus den vielzackigen, zerrissenen und zerklüfteten Felsenmassen hervorbricht, eilt das Dampfroß auf schmaler, vielfach dem Felsen abgerungener Spur entgegen.

Dichte Wolkensallen hatten sich abermals zusammengezogen, nur hie und da den Schleier lüftend über den finstern, von Schneestreifen durchfurchten Wänden; der Wind peitschte die zahllosen Stromschnellen der sich übersürzenden, brausenden Gnn; nabelscharfe Schneeflocken begannen in dichter Fülle hernieder zu wirbeln. Wir passirten das großartige Niefenthor, das aus dem nackten Geklüft der Steinmassen des Gesäuses in die breiten, grünen Auen des von stattlichen Thürmen überragten Klosters Admont führt. Doch auch hier, obwohl das Schneegestöber mit dem Austritt aus dem Gesäuse sich verlor, hatte der rauhe Winter sich neben den Reichthum des Sommers gebettet: Schnee auf den grünen Fluren, auf den rothglühenden Vogelbeer-Aleen, auf den aufgethürmten Kornmandeln, die der Landmann gesenkten Hauptes und thränenumflossenen Blickes erschaut; Schnee über den gesegneten Gefilden von Schladming, Radstadt und Eben, Schnee bis hinan zu den aus Nebelgardinen blinkenden Tauernspitzen. Dumpfe Trauer über den plötzlich eingetretenen Frost hatte sich auf Gemüth und Angesicht der Bevölkerung gelegt, — hoffentlich nur von kurzer Dauer, wie die Eintagsfliege; hoffentlich küßt der nächste Tag in sonniger Wärme die Spuren des Winterlindes hinweg.

* * *

Herbst war's geworden, als wir in Salzburg anlangten, und der Contrast zwischen der Einwirkung der höhern Berg- und wärmern Thalluft fast unvermittelt und scharf; schon entführt der Wind das zarte Gewebe der Wolfsspinne. Doch wonnig schöne Herbsttage sind's, die auf Berg und Flur liegen; prangen Baum und Strauch auch nicht mehr im kalten Grün, so berührt der bräunliche Bronzeton, der auf ihnen lagert, nicht minder angenehm; — keine sengenden Sonnenstrahlen, sondern sanfte Wärme, die den Aufenthalt im Freien gar wonnig macht, durchfließt die Glieder; Freude und Behmuth umflossen den Blick; sehnsüchtiges Verlangen schwellt das Herz, die Natur, die man nie auskosten kann, in der kurzen, vom Urlaub übrig gebliebenen Zeit noch zu genießen, und so erfreuten wir uns denn so lange als möglich der schönen, reizvollen alten Bischofs- und Herzogsstadt und iraten so manchen kleinen Streifzug an den Ufern der Salzach an. — Es liegt etwas wunderbar Kräftigendes in schönen Herbsttagen; man fühlt sich mit erhöhtem Lebensmuth begabt, wie zur Zeit des knospenden Frühlings, — und berührt auch der Herbst der Jahre unsern Schettel — dies Gefühl, es zieht in unsere Herzen ein, unbekümmert um den Wechsel der Monde, um Sturm oder Windstille, um glühenden Sonnenbrand oder eisige Winterstarre, wie es des Lebens Wechselfülle streut. Ob auch von Tag zu Tag mehr der gelben Blätter zu Boden rascheln, ob der Wind den lieblichen

Kindern Flora's die Blütenkrone zerstäubt, — im Herzen blüht der Abglanz des Lenzes mit allen Wonnen ungeschmälert fort, und ihm, der mir diese Lebensfreudigkeit, diese Leitbergessenheit im reinen, erhabenen Naturgenusse bis dahin erhalten half, ihm gilt mein Schlußgedanke:

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben;
Ich war wohl klug, als ich Dich fand.
Doch ich fand nicht, — Gott hat Dich mir gegeben,
So segnet keine andere Hand!"

Nach stiegen die wechselvollen Bilder des Chiemgau's, die Thürme der Hauptstadt, die fruchtreichen Landstriche der Hollertau an unserm gesättigten Auge vorüber; wir kehren wieder zurück an den Strand der blauen Donau, zum allgewohnten, längst vertraut und lieb gewordenen Berufsleben.

Hochzeiten am Zarenhose einst und jetzt.

Die altrussischen Hochzeitsgebräuche, die bei Hofe herrschten, wenn der russische Zar eine Tochter, einen Sohn oder eine nahe Anverwandte verheirathete, nahmen unter Peter dem Großen ein ganz anderes Gepräge an. Die Hochzeitsfeier Anna Joannownas mit dem Herzog von Kurland war die erste, bei der diese Abweichung von den alten Formen zur Geltung kam. Diese Feier bestand in einer ganzen Reihe der glänzendsten Festlichkeiten zu Wasser und zu Lande. Eine große Menge Pulver wurde dabei verbraucht, denn nach jedem Toaste erdröhnten Kanonenschüsse. Einige Tage vor der Hochzeit ward das Ereigniß auf die feierlichste Art dem ganzen Lande kundgethan. Und am Hofe selbst hatte man wochenlang nach jeder Richtung hin die großartigsten Vorbereitungen getroffen. Am Hochzeitstage begab sich um 10 Uhr Morgens der Herrscher persönlich als Obermarschall der Hochzeit, welchen Titel er sich selbst beigelegt hatte, zur Brautmutter, der Zarin Praskowja. So suchte der große Reformator verschiedene Titel und Abzeichen, die er den Sitten und Gebräuchen westeuropäischer Staaten entlehnte, auch hierbei einzuführen. Den Zaren begleiteten die vornehmsten Magnaten des Landes, und die ganze Gesellschaft fuhr in Schaluppen zum Hause der Braut, voran ein Musikkorps, das fast nur aus deutschen Musikern bestand. Im mittleren Boote saß Peter in einem purpurnen Noth, mit einem silbernen Vorleibe und mit dem Orden des heiligen Andreas. Er trug keinen Hut, sondern nur eine Perrücke und in der Hand einen großen Marschallstab, der in einem Quast aus bunten, mit Gold und Silber verzierten Bändern endete. Unter den Hochrufen der zuschauenden Volksmassen setzte sich der Zug in Bewegung. Im Hause der Zarin erwartete man bereits den kaiserl. Marschall. Alle Hofdamen trugen Kostüme nach westeuropäischer Mode. Nach verschiedenen Begrüßungszeremonien begaben sich alle Anwesenden in einem großen Zuge zu den Schaluppen, worin sie nach einer festgesetzten Ordnung Platz nahmen, und erwarteten so die Ankunft des Bräutigams und seines Gefolges. Als dieselbe erfolgte, setzte sich die ganze Flottille nach dem Hause des Fürsten Menschikow auf Bassili Sitrow in Bewegung, was nach einem feierlichen Zeremoniell vor sich ging, ebenso wie das Heraussteigen aus den Schaluppen. Die Braut trug ein weißes Sammetkleid mit Goldbesatz und einen langen Mantel aus rothem Sammet mit Hermelinbesatz, auf dem Kopfe eine reiche Königskrone. Der Bräutigam hatte einen weißen golddurch-

wirkten Noth an. In der Einfahrt des Hauses Menschikow war eine Ehrenwache vom Probraschenski'schen Regiment aufgestellt, die die Ankommenden militärisch begrüßte. Nachdem alle ins Haus getreten waren, ordnete sich der Zug nach Vorschrift und begab sich in die Feldkirche des Fürsten Menschikow, die in einem Saale seines Hauses errichtet war. Die Trauung vollzog der Archimandrit Feodosi Janowski. Er erklärte dem Bräutigam in lateinischer Sprache die Bedeutung der Feier und sprach den Segen über das Brautpaar unter Fortlassung der sonst bei Personen der kaiserl. Familie üblichen Gebräuche. Gleich nach der Trauung begab sich die ganze Gesellschaft zur Tafel, die in zwei aneinander stoßenden Sälen gedeckt war. Ueber den Häuptern der Neuvermählten hingen während des Essens Lorbeerkränze. Die Damen saßen von den Herren getrennt, und das ganze Essen leitete der kaiserliche Hochzeitsmarschall. Als letzterer endlich die Tafel aufhob, begann der Ball, der erst um 3 Uhr Morgens sein Ende erreichte. Bis zur Thür des Schlafgemachs wurden die Neuvermählten vom Zaren selbst und von der Zarin Praskowja geleitet. Am nächsten Tage fand wieder ein feierliches Essen statt, dem Abends ein Ball folgte. Während des Essens riß der Herrscher eigenhändig den Kranz herunter, der über dem Haupte des Bräutigams hing, und das Gleiche mußte der Herzog thun mit dem Kranze seiner Braut. Letzterer war aber so befestigt, daß es ihm nur mit Hilfe eines Messers gelang. Dieses Essen verging nicht ohne Ueberraschungen. U. A. erhoben sich auf den zwei Haupttischen ungeheure Torten; als das Mahl zu Ende und das Geschirr abgeräumt war, zerschchnitt der Kaiser die Torten und zum allgemeinen Erstaunen und Entzücken sprangen heraus zwei gepuzte Zwerginnen, die auf Befehl des Kaisers ein Menuett tanzten.

Ein etwas anderes Bild stellt die Hochzeitsfeier dar, die die Kaiserin Elisabeth Petrowna für ihren Thronfolger Peter Feodorowitsch und Katharina Mesejewna (die spätere Katharina II.) veranstaltete. Bei derselben wurden vor allem die kirchlichen Gebräuche aufs Strengste innegehalten. Eine Woche vor der Hochzeit mußten Braut und Bräutigam fasten und dann das heil. Abendmahl in der Kasanski'schen Kathedrale einnehmen. Am Vorabend zur Hochzeit siedelte das Brautpaar in geschlossenem Wagen von dem Sommerpalais ins Winterpalais über. Nach ihrer Ankunft erhielt die Braut Befehl, sofort ein Bad zu nehmen und allein in ihrem Zimmer zu Abend zu speisen. Der zukünftige Herrscher mußte ein gleiches thun. Für die Nacht wurden eine große Anzahl von Wachen aufgeboden, die jegliches Geräusch von der Umgebung des Palaises fern zu halten hatten. Am Morgen stellte man dann militärische Wachen vom Palais bis zur Kasanski'schen Kathedrale auf, zwischen denen sich der Hochzeitszug bewegte. An der Spitze ritten Gardisten und ein Musikkorps. Dahinter folgte eine endlose Reihe von Wagen, die nach Würden und Aemtern der Insassen geordnet waren. Es waren 21 Hof- und eine Menge Privatwagen. Gaiducken, Schnellläufer, Mohren, Pagen und Husaren umringten dieselben, und das Ganze bot einen in Rußland noch nie gesehenen Anblick. Der kaiserl. Wagen mit dem Brautpaar war mit 8 Pferden bespannt. Vor ihnen fuhren der Oberzeremonienmeister und der Oberhofmarschall mit ihren Stäben in offenen Wagen, die von berittenen Hofbeamten in großer Anzahl umgeben waren.

Der geschlossene Wagen, in dem die Kaiserin fuhr, soll ein wahres Kunstwerk gewesen sein. In der Kirche nahm die Kaiserin unter einem Baldachin aus golddurchwirktem Sammet Platz. Rechts davon, ein wenig mehr zurück, befand sich eine Erhöhung für das Brautpaar. Als die Hochzeitgesellschaft in der Kirche Platz genommen hatte, wurde ein feierlicher Mittagsgottesdienst gehalten. Nach Beendigung desselben näherte sich der Erzbischof der Kaiserin, um den Befehl zum Beginn der Traufeier entgegen zu nehmen. Die Herrscherin verließ ihren Thronfessel, nahm den Bräutigam und die Braut am Arm, führte sie zu der Erhöhung vor dem Altar und stellte sich selbst zur rechten Seite des Bräutigams auf. Darauf trat aus dem Raum hinter dem Altar der Erzbischof Simon mit zwei Bischöfen, die während der Verlesung des Evangeliums goldene Kronen über die Häupter des Brautpaares halten mußten. Dem Erzbischof wurden die Trauringe übergeben, und dieser überreichte sie der Kaiserin. Letztere steckte dem Brautpaar die Ringe an und segnete es. Nach dieser Trauung fanden 10 Tage lang Bälle, Maskeraden, Feierlichkeiten und Volksbelustigungen in reicher Abwechslung statt.

Interessant ist es, mit diesen Hochzeiten diejenige der Großfürstin Xenta Alexandrowna mit dem Großfürsten Alexander Michailowitsch, die am 25. Juli dieses Jahres stattfand, zu vergleichen. Es war am Montag um acht Uhr, als in Petersburg und Peterhof Kanonenschüsse ertönten, die den Hochzeitstag der kaiserl. Hoheiten ankündigten. Gegen $\frac{1}{2}$ Uhr begann die Auffahrt am Peterhof'schen Palast, wo die Hochzeitsfeier vor sich gehen sollte. Die Parabezimmer dieses Palastes befinden sich im 2. Stockwerk, und der Eingang dazu ist im mittleren Theile gelegen. Die große, massive Eichenholztreppe war reich mit den prächtigsten Pflanzen bestellt, und der ganze Vorraum glich einem Tropengarten. Die Wachposten waren aus den Palastgrenadieren gewählt und die Leibgarben vom berittenen Grenadierregiment. Als die ganze Gesellschaft beisammen und die Mitglieder der kaiserl. Familie erschienen waren, brachte der Zeremonienmeister des Hofes die Trauringe zum Altar. Darauf erhielten Staatsdamen den Befehl, sich nach dem sogenannten „goldenen Empfangszimmer“ zu begeben zur Schmückung der Braut. Dieses Zimmer, dessen Wände mit golddurchwirktem Stoff bekleidet sind, war für diesen Zweck schon geordnet. Auf einem mit golddurchwirkter Seide bedeckten Tisch stand der große, historische, in goldenem Rahmen befindliche Toilettenspiegel Anna Joannownas, vor dem alle Bräute der russischen Großfürsten zur Hochzeit geschmückt werden. Die Großfürstin Xenta war mit einem hermelinbesetzten Mantel und einer kleinen Brillantkrone geschmückt. Der Eintritt der kais. Familie in die Kirche erfolgte aus dem sog. „Himbeersalon“ (der an den „goldenen“ stößt und in dem das Brautpaar vorher mit einem Heiligenbilde gesegnet worden war) durch eine aus rothem Tuch errichtete zeltartige Pforte. Zur einen Seite standen die Hofdamen, alle in russischem Scharafan (ein langes Ueberkleid ohne Ärmel) und mit golddurchwirkten, sammtnen Hofscheppen. Die Frauen unter ihnen trugen den Kokoschnit (russischen Nationalkopfsputz) mit kostbaren Edelsteinen, die Jungfrauen sammtne Hofbinden. Auf der anderen Seite bildeten Spalier die höchsten Hof- und Würdenträger, Senatoren und Staatssekretäre in ihren glänzenden Uniformen. Die höchsten Militärchargen und das Gefolge begaben sich nach der

Kirche durch das Parkezimmer, in den Petrowski'schen, den weißen und den ersten chinesischen Saal, in welchem letzterem die Stabs- und Oberoffiziere sich ihnen angeschlossen. Darauf schritten sie durch den Porträtsaal, wo die Stadtoberhäupter und Vertreter der Kaufmannschaft sie erwarteten, um ihnen zu folgen. Im Standart-, im Kavallerie- und im blauen Saal befanden sich die hoffähigen Damen, sämmtlich in russischen Trachten. Der Metropolit Paladin, gefolgt von den Mitgliedern des heiligen Synods und der ganzen Hofgeistlichkeit, trat aus dem Raume hinter dem Altar heraus, schritt dem Kaiserpaar entgegen und empfing sie am Eingang der Kirche mit Kreuz und Weihwasser. Als die Hochzeitsgäste sich in der Kirche versammelt hatten, führte der Zar, Alexander III., das Brautpaar auf eine mit himbeerfarbenem Sammt bedeckte Erhöhung. Die Trauung vollzog der Hofoberpriester Januisschew mit anderen Geistlichen. Nach einem Wechselgesange brachten zwei Hofpriester in Bischofsmützen auf goldenen Schalen die Trauringe, die der Oberpriester dem Brautpaar dreimal ansteckte. Darauf traten die Brautmarschälle, der Großfürst-Thronfolger Nikolaus und die übrigen Großfürsten heran, um während der Trauung die Kronen über die Häupter des jungen Paares zu halten. Nach Beendigung der Feier begab sich der Zug in derselben Ordnung zurück. Um 6 Uhr fand das Paradeessen statt, um 9 Uhr begann ein Konzert im Petrowski'schen Saale, und gegen 11 Uhr reisten die Neuvermählten ab.

R ü s s e l s p r u n g .

	nach	giebt	fals	trau			
	es	dem	er	hoch	die	schick	
le	in	wohl	her	und	schla	ne	dir
jahr	sturm	gram	je	son	ben	es	gen
auch	ben	re	nach	re	wohl	lacht	be
und	sten	in	gar	gen	freu	blüht	giebt
	er	tröst	die	dem	gen	noch	
	schön	schau	ge	dir			

Auflösung des Akrostichons in Nr. 93:
 Reis, O stern, Bengel, Ilias, Nabel, Sau, Ojelot, Namen.
Robinson.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 94:
 Zeit heilt alle Wunden.